Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 26

Artikel: Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor: Poltzer, Andreas

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639019

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copyright by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Mein Blick schweifte über den kleinen Wald aus Masten und Schornsteinen und blieb auf einem schneeweißen Schornstein haften. Er gehörte zur Yacht „Milica". Unwillkürlich bekamen meine Schritte eine bestimmte Richtung.

Immer deutlicher erkannte ich die Deckbauten der Yacht, das Sonnensegel, die farbigen Liegestühle. Dem weißen Schornstein mit den breiten goldenen Streifen entstieg kein Rauch. Obschon die ganze Yacht vor Sauberkeit förmlich blitzte, machte sie einen unbewohnten, ja ausgestorbenen Eindruck. Ein Gespensterschiff.

Nur eine dünne, kaum erkennbare Rauchfahne aus der Kombüse verriet, daß die „Milica" doch nicht ganz verlassen war.

Etwas trieb mich gegen meinen Willen zu dem Schiff.

Ich hatte auf ihm furchtbare Stunden verlebt — aber auch einige, die ich für nichts auf der Welt hergegeben hätte.

Nun war alles endgültig aus.

Mehr als die vielen Millionen, die jetzt Milicas Eigentum wurden, stand zwischen ihr und mir jetzt Marianne. Das tiefe Gefühl zu diesem Mädchen hatte die heftige Leidenschaft zu Milica völlig überdeckt.

Und dann war da auch die furchtbare Tat! Hatte ich früher noch Zweifel an Milicas Schuld, so waren sie mir durch das eindeutige Verhalten des Untersuchungsrichters endgültig genommen worden.

Was wollte ich eigentlich hier bei dem Schiffe, das mich nur an das gräßliche Geschehnis erinnerte.

Hastig machte ich kehrt. Und wäre beinahe mit einer Frau zusammengeprallt. Ich wollte beiseitetreten, da erkannte ich Mrs. Wilson, die Stewardeß.

Wir starrten uns einen Augenblick verblüfft an. Die Ueberraschung der Stewardeß, die mich im Gefängnis wähnte, war verständlich; aber warum eigentlich war ich verblüfft? Daß die Stewardeß sich noch an Bord der Yacht befand, durfte mich doch kaum wundernehmen.

Ich murmelte einen Gruß und wollte weiter. Die starkknochige Frau, mit dem nicht unhübschen, doch irgendwie befremdenden Gesichtszügen, war mir nie besonders sympathisch gewesen. Den gehässigen Ton, in dem sie vor dem Kommissar aussagte, nahm ich ihr nicht weiter übel. Schließlich hielt sie mich doch für den Mörder ihres Brotherrn.

Sie hatte sich von ihrer Ueberraschung, in die sie die unerwartete Begegnung mit mir versetzt hatte, schnell erholt. Sie sah, daß ich eilig weiter wollte.

„Herr Weindal! Sie sind nicht mehr im — —?"

Das war bestimmt eine taktlose und ungebührliche Frage. Schließlich war ich ein Gast der Yacht gewesen, auf der sie Stewardeß war. Während der Fahrt hatte ich sicherlich keine zwanzig Worte an sie gerichtet.

Ihre Frage regte mich weiter nicht auf. „Wie Sie sehen, Mrs. Wilson, befinde ich mich nicht mehr im — Gefängnis!"

Mir schien es, als ob ihr dunkles Gesicht — in den Adern der Stewardeß mußte etwas Negerblut fließen — sich noch um einen Schatten tiefer färbte. „Entschuldigen Sie, Herr, die dumme Frage . . ."

„Schon gut, Mrs. Wilson!" Ich nickte ihr zu und schritt aus.

„Einen Augenblick nur, Herr!" hielt sie mich zurück. Ich blieb überrascht stehen.

„Ich — es freut mich, daß Sie unschuldig sind", sagte die Stewardeß.

„Danke, Mrs. Wilson! Und nun auf Wiedersehen!"

Ich sah, daß sie enttäuscht war. Was kümmerte es mich.

Plötzlich befand sie sich an meiner Seite. Der Blick mit dem ich sie streifte, mußte ihr eindeutig besagen, daß ich ihre Anwesenheit als eine Belästigung empfand. Trotzdem schritt sie weiter neben mir her. Lawrence hatte ja ein nettes Personal auf seinem Schiff! dachte ich ärgerlich.

„Herr, weiß man schon, wer der Mörder von Herrn Lawrence ist . . .?"

Ich horchte auf. Was wollte die Frau? War es nur weibliche Neugier, was sie zu dieser Frage trieb?

Für einen Augenblick durchzuckte mich ein seltsamer Gedanke, aber bereits in der nächsten Sekunde verwarf ich ihn. Nein, er war einfach lächerlich.

„Der Herr wird mich bestimmt für aufdringlich halten . . . aber ich halte es auf dem Schiff nicht mehr aus. Mit einem Mörder unter einem Dach zu schlafen, ist nichts für eine einsame Frau . . ." Die Stewardeß sprach hastig und erregt.

Das war es also.

Für so furchtsam hätte ich diese kräftige und gesunde Frau eigentlich nicht gehalten. Aber wer wird schon klug aus den Frauen. Ich habe Kraftdamen gesehen, die fünf Männer in die Luft hoben — und vor einer Maus die Flucht ergriffen; und achtzig Pfund wiegende kleine Mädchen, die, nur mit der Reitpeitsche bewaffnet, Tiger bändigten.

Was sollte ich der ängstlichen Stewardeß erwidern? — Ich sagte: Es ist kein Geheimnis, der Untersuchungsrichter hat es mir selbst gesagt: die Verhaftung des Mörders ist nur noch eine Frage von Tagen! Vielleicht schon heute wird er verhaftet . . ."

Ich hatte mit Absicht übertrieben.

Ich weiß nicht, ob ich es nur tat, um die Stewardeß zu beruhigen oder um sie mit diesem fetten Bissen für ihre Phantasie endgültig abzuschütteln.

Leider konnte ich nicht beobachten, wie sie die sensationelle Nachricht aufnahm. Ich war über eine fortgeworfene Bananenschale gestolpert und vollauf beschäftigt, mein gefährdetes Gleichgewicht zu behalten.

Mrs. Wilson war ein kleiner Schrei entfahren. Ueberrascht sah ich sie an. Ihre dunkle Haut hatte eine gelbliche Färbung bekommen.

„Haben Sie mich aber erschreckt . . .! Ich dachte schon, Sie würden der ganzen Länge nach hinstürzen . . ." Sonderbar, wie besorgt die Frau auf einmal um mich war. Endlich ging sie.

Erst später fiel mir ein, daß sie, die doch bei unserer Begegnung anscheinend aus der Stadt gekommen war, sich wieder in der dem Schiffe entgegengesetzten Richtung entfernte.

22. Kapitel.

Ein Knurren im Magen erinnerte mich, daß ich noch nichts gegessen hatte. Ich betrat die erstbeste Cafébar.

Um die zinkbeschlagene Theke standen ein paar Handwerker oder vielleicht waren es Gerichtsvollzieher oder Produktenhändler und führten das gleiche Gespräch wie gestern. Ich war überzeugt, daß sie morgen eben dasselbe führen würden. Wobei es vollkommen gleichgültig war, ob es dieselben Leute in dieser Cafébar waren oder andere in einem ähnlichen Lokal in Paris, Bizerte oder Arcachon.

Ich schlürfte meinen Kaffee, der von den unerläßlichen Tugenden des Getränkes zumindest eine besaß: er war heiß. Plötzlich erblickte ich durch die Glasscheibe der Tür die possenhafte Gestalt des Privatdetektivs Petitjean.

Ich befand mich bereits an der Tür, um ihm nachzurufen — aber im letzten Augenblick ließ ich es sein.

Man sagt, daß die Ungewißheit am schwersten zu ertragen wäre. Ich selbst bin der Meinung, daß es etwas gibt, das noch schwerer zu ertragen ist — die Gewißheit nämlich.

Es ging auf zehn Uhr.

Ich beschloß den Advokaten Buonavoli in seiner Kanzlei aufzusuchen. Der Weg dauerte nur eine Viertelstunde. Trotzdem erreichte ich das Haus des Advokaten in einem ziemlich aufgelösten Zustande. Es war zum Erbarmen heiß.

Die Kanzlei des Advokaten befand sich in einem alten düsteren Steinhaus. Zu meinem Verdruß mußte ich erfahren, daß Buonavoli auf zwei Tage nach Damaskus gereist sei. Sein Bürovorsteher, ein kleines Männlein von undefinierbarem Alter, empfing mich hocherfreut. Er stammte aus dem Elsaß und sprach deutsch.

Er führte mich in ein Zimmer, an dessen Wänden Aktenregale fast bis zur Decke reichten. Er blieb in der Tür stehen und wies mit einer großartigen Geste auf die verstaubten Aktenbündel. „Hier in diesem Zimmer wurde ein berühmter deutscher Dichter geboren!" verkündete er.

Ich gestehe, ich hatte bisher keine Ahnung, daß in Beirut ein deutscher Dichter das Licht der Welt erblickt hatte. Ich sah den kleinen Mann ein wenig mißtrauisch an. Während meiner Reisen hatte ich mehr als einmal haarsträubende Unrichtigkeiten über Geburts- und Sterbezimmer berühmter und angeblich berühmter Leute zu hören bekommen. Wenn auch nicht alle so kraß gewesen waren, wie jene von Mozarts Geburtszimmer im Hause eines Bäckerladens — in Santiago de Chile.

Der kleine Bürovorsteher wollte mich anscheinend nicht weiter auf die Folter spannen.

„In diesem Zimmer wurde 1845 als Sohn des damaligen preußischen Generalkonsuls für Syrien und späteren Gesandten in Athen und Konstantinopel der deutsche Dichter Ernst von Wildenbruch geboren", begann er im leiernden Ton eines Fremdenführers. „Nach einer zerrissenen Kindheit hat er das Kadettenhaus besucht und die militärische Laufbahn ergriffen. Vom Offiziersberuf jedoch unbefriedigt, studierte er später Jura. Er wurde erst Richter, trat aber dann in das Auswärtige Amt, dem er zuletzt als Geheimer Legationsrat angehörte. Die Akten über Wildenbruchs vielumstrittene Bedeutung . . ."

Ich ließ ihn reden. Sein Wortschwall wäre so wie so nicht aufzuhalten gewesen. Seine Kenntnis über Wildenbruchs Leben und literarisches Wirken war verblüffend.

An Wissen reicher verließ ich die Kanzlei von Buonavoli. Es war inzwischen nicht kälter geworden. Ich ging in mein Hotel. Der Portier übergab mir einen Brief, der vor einer halben Stunde für mich abgegeben worden war.

Wer konnte mir schreiben?

Der zartgelbe Umschlag, der meinen Namen trug, zeigte eine mir unbekannte Handschrift. Auf einmal aber wußte ich, wer der Absender des Briefes war.

Erst als ich mich in meinem Zimmer befand, wagte ich, den Briefumschlag aufzureißen. Ich hatte mich nicht getäuscht — der Brief kam von Milica. Eigentlich waren es nur ein paar flüchtig hingeworfene Zeilen. Sie lauteten:

„Ich wagte bis jetzt nicht, an Sie zu schreiben. . . . Seit der Kunde von ihrer Freilassung ist ein Alpdruck von mir gewichen. Ich war sehr krank; jetzt geht es mir schon besser — körperlich. Ich liege hier in diesem gräßlichen Krankenhaus, und niemand kümmert sich um mich. Wenn Sie mich noch nicht ganz vergessen haben, kommen Sie bald. Ich habe Angst, große Angst! Milica."

Das Schreiben hatte mir zunächst eine schmerzhafte Freude bereitet. Nachdem ich es gelesen hatte — einmal, fünfmal, zwanzigmal — wurde meine Unruhe und Niedergeschlagenheit nur noch größer.

Klang der letzte Satz nicht wie ein Geständnis!? „Ich habe Angst, große Angst!"

Ich ging erst in der vierten Nachmittagsstunde in das Krankenhaus.

Nicht als ob ich bis dahin nach einem Entschluß gerungen hätte. Ich hatte keinen Augenblick gezögert, Milicas Wunsch nachzukommen. Ich wußte, daß ich sie sprechen mußte, — und sei es auch zum letzten Male.

Ich hatte irgendein großes nüchternes Gebäude erwartet und fand eine freundliche weiße Villa. Ihr Anblick stimmte mich unwillkürlich leichter. Aber bereits im nächsten Augenblick bemächtigte sich meiner erneut die düstere Stimmung. Denn aus dem Tor des Hauses trat der Detektiv Petitjean heraus. Auch er hatte mich erblickt und kam auf mich zugeschritten.

Er gab mir die Hand, und nach einem, wie mir schien, vielsagenden Blick auf die Blumen in meiner Hand sagte er zweideutig: „Beeilen Sie sich nur, ehe es zu spät wird . . ."

Was wollte er damit sagen?

Ich wagte keine Frage.

Als ich mich für seine Hilfe bedanken wollte, unterbrach er mich. „Lassen Sie es nur, Herr Weindal! Die Sache macht mir selbst Spaß. Ein netter Fall!"

Für ihn war die Tragödie bloß ein netter Fall!

Er schien meine Gedanken zu erraten.

„Seien Sie nicht schockiert, weil ich von einem netten Fall sprach!" rief er. „Ich wollte damit nur sagen, daß unsereiner, der immer gezwungen ist, sich mit kleinen Diebesaffären und Ehebruchsgeschichten abzugeben, nicht jeden Tag die Gelegenheit hat, einen Mord, begangen auf einer Luxusyacht unter geheimnisvollen Umständen an einem amerikanischen Millionär, aufzuklären . . . Und schließlich, nicht ich habe die Tat begangen! Im Gegenteil, durch meine bescheidene Mitarbeit soll der Täter seiner gerechten Strafe zugeführt werden . . ."

„Wissen Sie bereits . . . wer er ist?" Ich weiß nicht, ob meine Stimme ein wenig zitterte. Petitjean wollte mich jedenfalls beruhigen, als er sagte: "Sie brauchen nichts zu fürchten. Ihre Unschuld ist erwiesen."

„Meinen Sie, daß man mich noch lange in Beirut zurückhalten wird?"

Diesmal war das Lächeln von Petitjean nicht ganz frei von Eitelkeit.

„Ich glaube, Sie können, wenn Sie nicht gerade aus freiem Willen hierbleiben, bereits den nächsten Dampfer nehmen . . ."

Er war schon im Gehen, als er noch hinzufügte: „Die Verhaftung des Mörders ist bloß eine Frage von Tagen oder vielleicht nur Stunden!"

Er verließ mich mit diesen Worten. Es waren fast dieselben, die ich zu der Stewardeß gesprochen hatte.

23. Kapitel.

Der Besuch bei Milica verlief zunächst anders, als ich erwartet hatte. Schon der Raum, in dem mich Milica empfing, entsprach nicht einem Krankenzimmer. Es erinnerte bedeutend mehr an den Salon eines Luxushotels.

Milica, in einem Zwischending von Schlafanzug und eleganter Hausrobe, lag auf einer Chaiselongue im Empirestil. Eine cremefarbene Seidendecke war über sie gebreitet. Durch eine halbgeöffnete Tür sah man in das eigentliche Schlafzimmer. Erst später erfuhr ich, daß das „Krankenhaus", das sich übrigens „Villa Libanon" nannte, eine Erholungsstätte für sehr reiche Syrier war.

Ich hatte gefürchtet, eine seelisch und körperlich Zusammengebrochene zu finden.

Aber Milica, obschon etwas schmal geworden, machte nicht diesen Eindruck.

Wir starrten uns eine Sekunde lang wortlos an. Wußten wir, daß jeder von uns den gleichen Gedanken hatte? Einen Gedanken, der mit dem Tod des Millionärs in engster Verbindung stand.

Erst als ich ihre Hand ergriff, um sie an meine Lippen zu führen, sah ich, daß die Krankheit doch stärkere Spuren hinterlassen hatte. Die schmale wohlgeformte Hand schien beinahe durchsichtig. Milica sagte schnell: „Nicht wahr, ich bin häßlich geworden . . .?"

Es waren die ersten Worte, die sie seit jener verhängnisvollen Nacht, in der sie mich kurz vor Lawrence aufgesucht hatte, zu mir sprach

Ich konnte Milica mit gutem Gewissen versichern, daß ihre Schönheit nichts eingebüßt hätte. Ja, ich fand, daß sie schöner denn je war. Doch ich war nicht gekommen, um ihr dies zu beteuern.

Die ersten Minuten unseres Beisammenseins vergingen mit einer nichtssagenden Unterhaltung. Es war ein vorsichtiges Tasten und Umgehen von Fragen, die uns beiden auf den Lippen lagen. Wir mißtrauten uns. Mir zumindest schien es so.

Schließlich hielt ich es nicht mehr aus.

„Milica, ich bin soeben einem gewissen Petitjean begegnet. Was wollte er hier?"

Sie lachte nervös.

Sunnwend

Von Heinrich v. Reder

Frau Holle stieg zur Sunnwendnacht
Aus dunkler Flut zutage,
Das Haupt gekrönt, in Glanz und Pracht,
Schritt sie zum Feld vom Hage.

Leuchtkäfer flogen vor ihr her
Wie goldner Funkenregen,
Die Halme neigten ährenschwer
Sich vor der Göttin Segen.

Aus ihren blauen Augen schien
Unendlich reiche Güte,
Sie hatte jedem Zweig verliehn
Die Frucht aus zarter Blüte.

Sie wallte langsam um die Flur
Und schritt zurück zum Weiher,
Durch dunkle Bäume blinkte nur
Ihr weißer langer Schleier.

Ich schaute träumend auf den Teich,
Da schwamm in Schilf und Moosen,
Frau Holles lichter Krone gleich,
Ein Kranz von Wasserrosen.

„Ein komischer Kauz, dieser Herr Petitjean! Eine geschlagene Stunde wich er nicht von meiner Seite. Die kuriosesten Dinge wollte er von mir wissen. Er fiel mir tüchtig auf die Nerven: hätte ihn nicht der Advokat Buonavoli so warm empfohlen, ich hätte ihn bereits nach fünf Minuten hinausgeworfen . . . er gebärdete sich fast wie ein Untersuchungsrichter."

„Buonavoli war ebenfalls hier?"

„Zweimal. Er kam und stellte sich als Ihr . . . als Dein Verteidiger vor. Selbstverständlich gab ich ihm jede gewünschte Auskunft. — Aber jetzt, bitte, rede nicht mehr von diesen furchtbaren Dingen. Ich werde sonst wieder krank, ich fühle es!"

Ich setzte mich auf den Rand der Chaiselongue. Milica ergriff meine Hand.

„Was willst Du beginnen, Eberhardt?"

Ich sagte ihr, daß ich vorläufig in Beirut bleiben müßte.

Die Nachricht schien Milica zu verstimmen. „Ich dachte, Du könntest jetzt nach Monaco fahren. Ich mache mir Sorgen um meine Mutter. Und dann: mit jedem Tag, der vergeht, werden die Aussichten, die Juwelen des Maharadschas zu finden, geringer."

Befremdet blickte ich sie an. „Milica, was bedeuten schon für Dich die zwanzigtausend Pfund?!"

„Was sie bedeuten, fragst Du? Du hältst mich natürlich für die Millionenerbin? Leider ist es nicht so. Mein ganzes Vermögen besteht aus einigen tausend Francs. Der Aufenthalt in diesem Hause ist nicht gerade billig . . ."

„Aber Buonavoli sagte mir doch, Lawrence hätte einen großen Teil seines Vermögens Dir vermacht!"

Milica lachte bitter. „Das stimmt auch. Aber das Testament wurde von seiner Tochter angefochten. Du weißt, ich war mit Jerry nur entfernt verwandt."

„Deine Kusine, ich meine, Lawrence's Tochter, wird den Prozeß verlieren. Lawrence hat ihr den Pflichtteil nicht vorenthalten, und er war bei der Verfassung des Testaments, darüber kann nicht der geringste Zweifel bestehen, im vollen Besitz seiner Geistesfähigkeiten . . ."

Milica machte eine müde Geste.

„Man wird Gott weiß welche Dinge über mich behaupten. Meine Gegner können sich die besten Anwälte der Vereinigten Staaten leisten. Sie werden den Prozeß im Notfalle durch sämtliche Instanzen laufen lassen. Das kann unter Umständen Jahre dauern . . . Aber mir soll es gleichgültig sein. Vielleicht schon morgen kann mir alles Geld der Welt nichts mehr nützen . . ." Die letzten Worte stieß sie bereits unter Tränen hervor.

Nun weinte sie laut.

„Milica, kann ich Dir helfen . . .?" rief ich.

„Niemand . . . kann mir . . . helfen!" schluchzte sie.

In diesem Augenblick empfand ich für sie ein unermeßliches Mitleid; ich wäre bereit gewesen, jede Schuld auf mich zu laden, hätte ich Milica dadurch zu helfen vermocht.

Fortsetzung folgt.

Hinter den „Kulissen" des Radio . . .

Man sollte meinen, daß das Radio keine Kulissen hat, weil es nicht auf das Auge wirkt, also keine Begrenzung eines Bildes braucht, keinen geheimnisvollen Raum, in dem der Akteur verschwindet, wenn er aufhört, sichtbar zu sein!

Aber gerade weil der Akteur beim Radio unsichtbar ist, gibt es den ungenierten und geheimnisvollen Raum „hinter den Kulissen". Es gibt die Bühne vor dem Mikrophon, doppelt geheimnisvoll, weil sie als Ganzes von vornherein bestimmt ist, dem Hörer nie sichtbar zu sein.

Wilhelm Tell z. B. tritt in Hemdärmeln auf. Er hat auch Kravatte und Kragen abgenommen und — um der bequemeren Stimmentfaltung wegen — den obersten Knopf des Hemdes geöffnet. Er denkt auch gar nicht etwa daran, die Hornbrille abzunehmen und seine Weitsichtigkeit zu verbergen; er braucht das Augenglas, da er die oft gespielte Rolle hier im Radio ja abliest.

Wie denn? — Es stehen also Wilhelm Tell und alle anderen Mitspieler vor den Aufnahmeapparat, die Hände in den Hosentaschen, völlig unbewegt, rufen die tönenden Worte nach der kleinen Fläche hin, die sie aufnimmt und sind nur in der Tongebung bedrückt, freiheitsdurstig und aufgeregt und sind es in ihren Bewegungen gar nicht? Nein, so ist es nicht! Und weil es anders ist, wollen wir, unser Vergnügen am Zuschauen nicht verbergend, ein paar Minuten der Radiobühne widmen.

Der Schauspieler, der für's Radio spielt, kommt fast immer vom Theater. Deshalb ist er gewöhnt, seinen Körper im Sinne der Handlung zu bewegen und sein Wort mit Gesten zu begleiten. Bewegung und Geste sind hier im Studio völlig überflüssig. Aber er kann es nicht lassen. Er kann nicht nur fürs Ohr aufgeregt sein, er muß „spielen"; die Hand bleibt nicht in der Hosentasche. Der hemdärmelige, kragenlose Tell mit der Brille auf der Nase fuchtelt vor dem Mikrophon, was dies doch gar nicht interessiert, gewaltig mit den Armen. Er benimmt sich etwa wie auf einer Probe fürs Theater. Er kann nicht anders. Oder besser gesagt: Er kann noch nicht anders!

Wahrscheinlich wächst eine Generation von Radio-Spielern heran, die alle Kraft und Intensität auf das konzentriert, was im Radio wirklich wirkt. Der Radio-Spieler ist erst im Beginn des Weges, der zu diesem Zustand führt.

Was im Radio wirkt, ist nicht etwa nur das Akustische. Eine Rütli-Scene z. B., bei der Solisten und Komparserie auf einem Haufen stilleständen, wäre für den Hörer tödlich langweilig, so eifrig sich die Schauspieler auch stimmlich bemühten. Denn im Radio ist die „Bewegung" in dem Sinne sehr wohl bemerkbar, daß Melchtal, Stauffacher, Winkelried, der Pfarrer, der Jäger, der Fischer und alle die andern, die in der Rütli-Scene kommen und gehen müssen, aus dem Hintergrunde reden und vorn „an der Rampe", daß Rufe aus dem Gedränge zu kommen haben und anderes von erhöhtem Platz zu sprechen ist. Nur das Gefuchtel mit den Armen ist nicht vonnöten, der Mondregenbogen ist entbehrlich, das Feuer in der Mitte des Platzes, und die Windlichter der Landleute. Daneben gibt es mancherlei, worüber noch nicht ganz klar ist, ob es „gemacht" werden muß oder ebenfalls entbehrlich sei. Das sind dann die Fälle, in welchen es Streit geben wird zwischen Regisseur und Schauspielern, aber weniger heftigen Streit als beim Theater, weil ja der Schauspieler, wenn er „verzichtet", auf eine weniger schmerzliche Art verzichtet als beim Theater! . . . F. B.